

Zeitschrift:	Unsere Kunstdenkmäler : Mitteilungsblatt für die Mitglieder der Gesellschaft für Schweizerische Kunstgeschichte = Nos monuments d'art et d'histoire : bulletin destiné aux membres de la Société d'Histoire de l'Art en Suisse = I nostri monumenti storici : bollettino per i membri della Società di Storia dell'Arte in Svizzera
Herausgeber:	Gesellschaft für Schweizerische Kunstgeschichte
Band:	21 (1970)
Heft:	2
Artikel:	Das neugotische Gotteshaus von Berlingen : Im Widerstreit der Meinungen
Autor:	Knoepfli, Albert
DOI:	https://doi.org/10.5169/seals-393039

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 22.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

¹⁰ Vgl. dazu: P. Iso Müller, Zum Ehrendoktorat von P. Notker Curti, in «Disentis, Blätter für Schüler und Freunde», XII, 1944, S. 8 f. (Freundliche Mitteilung von P. Dr. Iso Müller.)

¹¹ J. U. Könz, Das Engadinerhaus, in «Schweizer Heimatbücher», 2. Auflage, Bern 1966.

¹² Linus Birchler im «Bündner Tagblatt», 18. November 1960, Nr. 269.

¹³ Staatsarchiv Graubünden XII 23 a.

¹⁴ Kulturförderungsgesetz vom 24. Oktober 1965.

¹⁵ Vgl. Anm. 1, heutiger Präsident ist Oberstdivisionär J. von Sprecher, Jenins.

DAS NEUGOTISCHE GOTTESHAUS VON BERLINGEN

Im Widerstreit der Meinungen

Ob nur schon vor einem Dutzend Jahren möglich geworden wäre, was für Gemeinde und Kunstfreunde hat zum Ereignis werden dürfen? Der «neugotischen» Kirche von Berlingen konnte ihr ursprüngliches schlichtes Gewand zurückgewonnen werden! Und zwar nicht in irgendeiner uns gerade gut erscheinenden Paraphrase, sondern aus Gemüt und Wollen der Zeit um 1840/42 heraus.

Damals hieß es: «Berlingen hat das Verdienst, mit bedeutendem Aufwand eine ganz neue Kirche nebst Thurm erbaut, und zwar den rühmlichen Versuch gewagt zu haben, den Bau den Grundformen nach in gothischen Verhältnissen auszuführen.» Der Theologe, Historiker und Ehrendoktor von Zürich und Basel, Johann Caspar Mörikofer, der dieses Lob auf die Berlinger singt, hat es in einer äußerst selten gewordenen Schrift ausgesprochen, die 1842 als «Weihnachtsgabe zum Besten der Landwirtschaftlichen Armenschule Bernrain» herauskam. Darin behandelt er «Die Kirchen in ihren verschiedenen Zeiträumen», äußert sich vor allem über die thurgauischen Verhältnisse und fährt zu Berlingen fort: «Der Urheber des Risses ist Herr Keller in Dießenhofen, der Schreiner und Holzschnitzer Herr Hippenmeyer und der Dekorationsmaler Herr Gabel von Gottlieben.»

Wie lange die Kirche Berlingen «modern» war und geschätzt wurde, wissen wir nicht. Daß sie aber nach Jahren zu kahl und zu schmucklos erschien, geht aus der Verwandlung hervor, die man 1903 für notwendig erachtete. Damals überzog man die blanken Wände mit reichen, wenngleich dünnatmigen Dekorationsmalereien. In der Deckenmitte eine Art Fliesenmusterung, wie solche zu zeichnen und zu malen noch zu meinen Zeiten peinvollerweise zum Technisch-Zeichnen-Pensum der Sekundarschule gehörte, darum herum federleichte Maßwerkgitter, Spruchbahnen, Rankenbordüren. Besonders die Stirnwand war mit Spitzbogen-Arkaden und hohen Textfeldern geziert. Obwohl dieser mit Schablonen aufgetragene Schmuck ein Sammelsurium aus akademisch sterilisierten Vorlagen darstellte, war er keineswegs ohne Qualität, und wir haben uns bei der jüngsten Restaurierung nicht leicht von ihm getrennt. Da er aber die puritanisch-bescheidene, anspruchslose und gerade deshalb so ansprechende Kirche in widersprüchliche Stilränge hochgespielt hat, glaubten wir ihn zugunsten der uns doch wertvoller erscheinenden Bauweise von 1840/42, die zu den im schweizerischen Bestand ausgesprochenen Rarität gehört, zurücksetzen zu dürfen.

Ob es aber um das Bauwerk von 1840/42 oder um das von 1903 ging – beides zählte über Jahrzehnte zum «stilistischen Leuteschreck» – mit dem man den Jüngern der Kunstgeschichte die grausamen Folgen des Stilzerfalles hat erläutern wollen. Neugotik dieser

nüchternen Art stand lange Zeit tief im Kurs. Sie galt wie alle historischen, scheinbar nur nachahmenden Stile, als untauglicher Versuch, sich im Mantel einer anderen, größeren Zeit zu brüsten. Galt als geschmacklos, als blind kopierte, kaum standfeste Kulisse, als kunsthistorischer Jahrhundert-Rückblick ohne künstlerisches Eigenleben und bar des künstlerischen Sinnes.

Ich muß es gestehen, ich habe mir in den Jahren der denkmalpflegerischen Jugendsünden und als Kreuzlinger Seminarist in diesem und in vielen anderen Fällen überlegt, was zum Beispiel bei einer Renovation aus der Berlinger Kirche zu «machen» wäre. Ob dieser vielgeschmähte neugotische Stil nicht doch noch zu etwas Rechtem umerzogen werden könnte. Glücklicherweise kam es zu keinerlei dergleichen Machenschaften. Bis aber selbst bei den Kunstgeschichtlern und in der Denkmalpflege die Einsicht durchbrach, die Neugotik sei ein durchaus eigenständiger und ebenfalls zu schätzender und zu schützender Stil, mußte noch reichlich Wasser den Rhein hinunterfließen.

Zwei Dinge waren es vor allem, welche uns von der vorgefaßten Meinung zu heilen vermochten, Klassizismus und Biedermeier seien die letzten europäischen Stile von Bedeutung und nachher habe die Sündflut der Vielstiligkeit alle Dämme des guten Geschmackes durchbrochen. Einmal das Resultat jener Renovationen, die aus Bauten des Historizismus etwas Anderes, Zeitgemäßeres, Besseres haben gestalten wollen. Das Ergebnis nämlich ist stets kläglich gewesen, kläglich alles Abrasieren des sogenannten Firlefanzes. Alles Purifizieren, alles Besserwissen und Besserkönnen, hat an Stelle eines zwar zurückblickenden, aber doch einheitlichen Stiles eine Mehrschichtigkeit gebracht, die nach kurzen Jahren schon erkennen ließ, wie der also mißhandelte Bau zum schielenden Bastard absank. Zweitens: sobald man sich um das ABC der neugotischen, überhaupt der historisierenden Stilsprache bemüht, so geht einem der Knopf auf: die Neugotik zum Beispiel verhält sich zur Gotik nicht anders, als etwa die Romanik oder Renaissance oder der Klassizismus zu den römisch-antiken Vorbildern. Es ist ein Stil mit durchaus eigenwilligem Formen-Vorrat, den man für kirchliche Bauten besonders würdig und wertvoll hielt. Daß man je nach Zweck und erstrebter «Stimmung» in der Vorrats-Truhe der Stile wühlte und bald diesen bald jenen als geeigneter hielt, will uns zwar noch heute schwer in den Kopf, so etwa, wenn wir aus der Baugeschichte der fast gleichzeitig mit Berlingen restaurierten, zehn Jahre nach ihr durch F. W. Kubli gebauten Marbacher Kirche erfahren, der dort «gewählte» byzantinische Baustil sei «in allen seinen Formen leicht und gefällig». Man habe ihn vorgezogen, weil er «für paritätische Kirchen von idealer Wirkung» sei. Freilich, die Gotik wäre, fährt das Kirchengenossen-Protokoll für Marbach weiter, für den katholischen Kultus «weit ehrwürdiger und tiefen Ernst erregend gewesen», doch würden die Mittel nicht ausgereicht haben und zudem hätte die Gotik den Evangelischen weniger entsprochen!

Wie war es in Berlingen?

Nun, die Berlinger und ihr Architekt Johann Nepomuk Keller haben, und das war damals eine wagemutige Tat, 1840 die «Gotik» als den Baustil ihres Kirchenneubaues erkürt. Wenn wir es so schreiben, so ist dies nur bedingt richtig. Denn von den drei Phasen des neogotischen Stiles gehört Berlingen der frühesten und damit noch dem sogenannten Stilpluralismus an. Das heißt, man hat die Merkmale damals nicht «rein» ausgebildet,



Ref. Pfarrkirche Berlingen. Westempore und neugotischer Orgelprospekt

sondern glaubte an einen neu zu schaffenden Stil, der unter der Führung des einen die Vorzüge und Schönheiten der andern miteinzubeziehen versuchen müsse. Ein typisches Beispiel bietet der neugotische Umbau von St. Laurenzen in St. Gallen (1849–1855). Als der geniale Ersteller der Umbaupläne, Johann Georg Müller, starb, wähnte der Zürcher Architekt Stadler, den Turmhelm im Sinne reiner Gotik abändern zu müssen, weil Müllers «Gotik» sich noch anderer, außergotischer Motive habe bedienen wollen.

Die frühe Neugotik hat außer dem Glauben an die Möglichkeiten des «Stilemischen» sich oft auch aus andern Gründen begnügt, gotischen Zierat an noch klassizistische Bauten zu hängen und die Ornamente selbst ebenfalls von beiden Stilen her zu beziehen. Das ist, wie ich noch darlegen will, durchaus die Stufe des Kirchenbaues von Berlingen. Die zweite Stufe der Neogotik erstrebt mit den technischen Mitteln der frühen Industrie möglichst «reine» und «kathedralhafte» Wirkungen. Die Ausmaße der einzelnen Konstruktionsglieder sind aber völlig andere (zum Beispiel Stahlkerne statt Stein) und auch das Verhältnis der Bauteile untereinander ist eine Neuschöpfung. Typisch hierfür ist etwa die Basler Elisabethenkirche von Rigggenbach und Stadler (1856–1865). Die letzte Stufe erweist sich als mit der zweiten eng verzahnt, sie entwickelt vor allem den Gedanken der Hallenkirche weiter und verschiebt den Schwerpunkt vom Architektonischen auf das Dekorative: Malerei und Ausstattung sollen das geben, was die Raumhülle an dichter «gotischer» Substanz versagt. Dieser Ausklang der Neugotik, der andern, damals auch gepflegten historischen Stilen, aber auch schon dem neuen, dem Jugendstil begegnet, war an der Berlinger Ausmalung von 1903 noch deutlich spürbar.

Die heutige Kirche von Berlingen ist mindestens der dritte Kirchenbau des Dorfes. Wir erfahren urkundlich von einer ersten Michaelskapelle, Filiale von Steckborn, erst im 14. Jh. Die «ecclesie in Bernanch», welche 1289 und 1290 im Register des Thurgauer Urkundenbuches nachgewiesen erscheint, bezieht sich mit Sicherheit auf Berneck. Zum ersten Male hören wir von der Berlinger Kirche, weil das Kloster Reichenau zwei Fuder «Zinswein ab der Kilchun ze Bernang» am 30. Juni 1332 veräußerte. Dies weist darauf hin, daß die Kapelle Berlingen, wie etwa die Kapelle Triboltingen, ein spätromanischer Bau des 13. Jhs. war. Abt Eberhard von der Reichenau urkundet sodann 1359, er und die Gemeinde hätten zur Sicherung eines regelmäßigen Gottesdienstes zugunsten der Kapelle Berlingen eine Kaplaneipfründ gestiftet. Hierfür ließ sich der Konstanzer Bischof 1391 das Einsetzungsrecht sichern; nur das Vorschlagsrecht lag beim Abt.

Was bis ins 17. Jh. baulich geschah, ist noch weitgehend unerforscht. Nach der Reformation sind vorerst keine größeren Veränderungen der ursprünglichen St. Michaelskapelle zu erwarten, da Berlingen zu den magersten Pfründen des Thurgaus gehörte. Wohl überließ der Herr auf Reichenau ab 1530 der Gemeinde, einen Prädikanten zu suchen... aber sie mußte ihn aus eigenem Sack auch besolden. Die Pfarrer vermochten sich, vor allem im 16. Jh., nur mit zürcherischer Unterstützung zu halten. Darum erstaunt es auf den ersten Blick, wenn die Gemeinde nach einem Brand des erst 1601 neu gebauten Pfarrhauses 1646 nicht nur ein neues errichtete, sondern auch sich 1659 den Abbruch des alten Kirchleins und den Bau eines neuen leistete. Im ältesten Berlinger Kirchenbuch steht der Spruch, den der Pfarrer zur Einweihung anbringen ließ:

1659, als Conrad Manz 20 Jahr Pfarrer war
Die alt Kirch im Aprel gefelet («gefället»)
Die new im Meyen aufgestellet
Im Häwmonat ausgemachet, gewihet,
Unglück und Schad uns nicht ereylet.
Gott hat mitgebaut: Er behüte
Dise Kirchen durch seine Güte.

Offenbar ging es um einfachste Bauformen, und das ganze finanzielle Abenteuer wäre unmöglich gewesen ohne die reichlich fließenden Beisteuern, die der Zürcher Antistes Ulrich auf Bitte des Gemeindevorstehers und des Pfarrers in Stadt und Land hatte einheimsen lassen.

Alles was sich aus der Zeit vor 1840 erhalten hat, ist ein kupfervergolder Messekelch des späten 15. Jhs., dessen eleganter Achtblattfuß über einer runden Standplatte ansetzt und zwischen die leicht tulpenförmige Cupa einen sogenannten Kissenknauf und zwei durchbrochene Maßwerkringe schiebt. Sodann ein Augsburger Buckelpokal der Jahre 1655–1660, der ursprünglich profanen Zwecken diente und kaum zum Neubau der Kirche 1659 gestiftet sein kann. Beide Stücke, die wohl dem Abendmahl dienten, gelangten 1894 ins Thurgauische Museum.

Offenbar genügte die Kirche von 1659 schon im 18. Jh. den steigenden Raumforderungen nur unzureichend. Kurz vor dem Untergang der Alten Eidgenossenschaft beschloß daher die Gemeinde, eine neue Kirche zu bauen, welcher Plan in der finanziell-



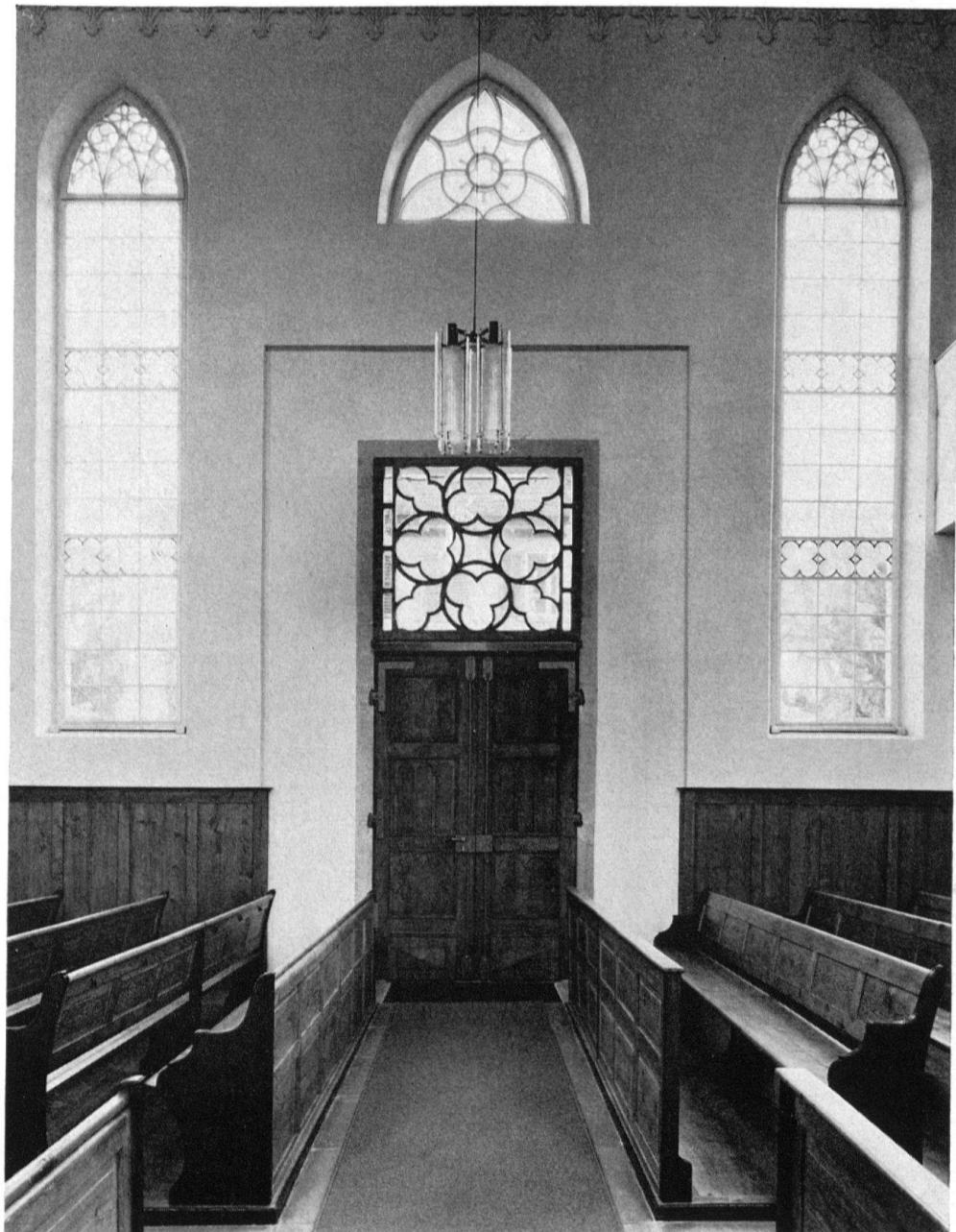
Ref. Pfarrkirche Berlingen. Ostwand mit Kanzel und Taufstein

drängten, wirren napoleonischen Kriegszeit unterging. Erst am 14. Hornung des Jahres 1840 machte sich Berlingen in großartigem Schwunge erneut an das Projekt, beschloß einstimmig den Neubau, bestellte die Baukommission und wünschte auf das Frühjahr Pläne und Kostenberechnung, damit im Sommer die Baumaterialien beschafft werden konnten. Am 10. April legte die Baukommission bereits drei Projekte vor: eines von Johann Nepomuk Keller aus Dießenhofen, eines von Rudolf Hoffmann in Islikon und das dritte von einem Wehrli in Konstanz (J. B. Wehrli?). Das Projekt von Johann Nepomuk Keller wurde bevorzugt, und Baumeister Rudolf Hoffmann, der auch den Turm zu Steckborn für Wegmann gebaut, zur Ausführung übertragen. Keller war Frauenfelder Bürger und lebte von 1798 bis 1861. Mitte April 1841 wurde der Dachstuhl des Turmes abgetragen; den Rumpf gedachte man stehen zu lassen; die Kirche selbst verschwand vom Erdboden. Als man den Turm erhöhen, das heißt dem Stock die neuen Geschosse in der Höhe von 25 Fuß aufpfropfen wollte, streikte der alte Geselle; bei der Bauaufzug-Sprießung zeigten sich schon nach 6 Fuß neuem Mauerwerk große Risse. Der herbeigerufene Experte, Baumeister Knaus aus Konstanz, prophezeite dem neu entstehenden Gebilde baldigen Einsturz. Deswegen beschloß die Bürgerschaft in der Versammlung vom 9. Mai, nach neuem Plan einen neuen Turm erstellen zu lassen. 1841 kam der Rohbau bereits unter Dach und schon im zweiten Weinmonat stand das Gotteshaus zur

Weihe bereit. Die Kosten beliefen sich auf 26 368 Gulden, wozu eine Glocke Rosenlächers im Betrage von 2627 Gulden kam. Daran wurden freiwillig 3722 Gulden gespendet. Aber auch so und besonders im Hinblick auf den damals schon ziemlich niedrigen Guldenwert geht die Rechnung nur einigermaßen auf, wenn wir bedenken, daß jeder der 190 Bürger zwanzig Tage Fronarbeit leistete, also alle zusammen 3800 Arbeitstage. Tranksame, 1839er Wein und Brot gingen auf Kosten der Gemeindekasse, ebenso alles Bau- und Gerüstholz. Es interessiert vielleicht den Leser zu erfahren, daß im Thurgau heute noch hie und da bei Restaurierungsarbeiten durch Gemeindeglieder und Bürger «gefront» wird.

Die Restaurierung

Mit Hilfe von Kanton und Bund ist sie unter Leitung von Architekt Bruno Prendina glücklich zu Ende gekommen. Wenn ich sage glücklich, so kann sich dies auf eine Vielfalt von Faktoren beziehen. Hier geht es nun um den einen Gesichtspunkt: Was ist baukünstlerisch geschehen? In meinem Bericht an den Präsidenten der Eidgenössischen Denkmalpflege und an das Eidgenössische Departement des Innern schrieb ich: «Berlingens Kirche von 1840/42 gehört zu den Inkunabeln neogotischer Bauweise in der Schweiz.» Gewiß, auch nach dem Hereinbrechen der Renaissance haben sich gotische Baugesinnung und gotisches Formengut erstaunlich lange gehalten, ja, das späte 15. und frühe 17. Jh. sind von einer eigentlichen Regotisierungswelle erfaßt worden. Auch das späte 17. Jh. kennt noch gotisches Schaffen; ich erinnere nur an den Großen Kreuzgang der Kartause Ittingen (1629), an den Maßwerk-Taufstein in der Kapelle Oettishausen (1657) und viele andere Beispiele. 1778–1782 setzt David Vogel den Zürcher Grossmünstertürmen die «neu-gotischen», für das Stadtbild inzwischen nicht fortzudenkenden Kappen auf und es sind die Gebrüder Grubenmann, die berühmten Brückenbauer und Zimmerleute gewesen, welche im 18. Jh. überall zu gotisierender Bauweise neigten. Aber die Neugotik als eigener Stil, der ebenso Gültigkeit besitzt wie das musikalische Schaffen der Zeitgenossen, so eines Mendelssohn und Schumann, das dichterische Werk eines Mörike und Uhland oder die Malerei eines Caspar David Friedrich oder etwa des Steckborners Gabriel Wüger, bleibt in ihren frühesten Schöpfungen doch eigentlich das Schoßkind der blaublumigen Romantik. England ging voran, Deutschland folgte schon verhältnismäßig früh. So lieferte Schinkel 1824, nachdem er sich Jahrzehnte zuvor schon mit der Neufassung gotischer Architektur-Gesinnung befaßt hatte, für die Werder-Kirche neben einem Entwurf in der Art griechischer Tempel auch ein «gotisches» Projekt. Allen Besuchern der «Königsschlösser» ist der Um- und Neubau von Hohenschwangau bei Füßen ein Begriff. In der Schweiz wären vor Berlingen der Umbau des «Lesesaal-Gebäudes» beim Basler Münster durch Achilles Huber oder Stadlers Kirchturm-Erhöhung in Mändedorf zu nennen. Johann Nepomuk Keller selbst, der Architekt von Berlingen, hatte die gotische Hallenkirche der Stadt Dießenhofen, hier ohne großes Glück, in einer Mischung von Klassizismus und burgundischer Tonnengewölbe-Gotik 1838/39 zusammen mit Baumeister Ruch «renoviert». Da Ruch und er ständig in Streit lebten und Keller zum schlechten Ende sogar noch eine Schmähschrift in die Turmkugel legte, so weiß man natürlich nicht, wen hier die Hauptverantwortung trifft. Und bei all den genannten Unternehmungen ging es um bloße Umbauten. Adolf Reinle, einer der Pioniere in der



Ref. Pfarrkirche Berlingen. Typisch neugotische Ornamente am Seiteneingang

Deutung und Anerkennung der Kunst des letzten Jhs., nennt als «das erste größere neugotische Bauwerk unseres Landes» J. J. Heimlichers Pfarrkirche in Aarburg, die auf das Jahr 1842 zurückgeht.

So einzigartig der Rang Berlingens kunsthistorisch dargestalt auch ist, vom Geschmack unserer Tage aus gesehen bangte mir vor der Erneuerung des Bauwerkes. Welche modernistische Verjüngungskur könnte ihm da widerfahren? Und was antworten meine vorgesetzten Behörden von Bund und Kanton, wenn wir sagen, die Restaurierung von Berlingens Kirche solle subventioniert und das Bauwerk gar unter den Schutz der Eidgenossenschaft gestellt werden: Berlingen?, dieser nüchterne Bau ohne allen Kunstwert,

ohne Stimmung, diese unterkühlte, zerbrechliche, blasse Sache? Ich kannte einzelne Bundesgenossen in der eindeutig positiven Beurteilung dieser Architektur. Nach der Abdankungsfeier für Adolf Dietrich – wie hat sein feiner Pinsel seine Kirche liebevoll festgehalten – beschwore mich etwa der Redaktor der Architekturzeitschrift «Das Werk» und Direktor der Winterthurer Kunstmuseen, doch ja alles denkmalpflegerisch Schlimme von der neogotischen Schöpfung seines Namensvetters fernzuhalten. Man erkannte in Fachkreisen recht bald das Besondere des Baues: ein Haus von plattenhafter Strenge und ganz ungotisch flachem Dachwinkel. Kurz gedrungener, nach quadratischem Grundriß tendierender Baukörper, dessen Dachflanken den östlich an ihn geschobenen Turm leicht umklammern. An der westlichen Giebelwand zieht sich über einem fialengeschmückten aber klassizistisch waagrecht überdachten Spitzbogenportal ein klassisches Würfelfries den Dachschrägen entlang. Auch am Turm mischt sich die antike Ordnung der Lisenen mit der spätgotischen Treppengiebel- und Burgenromantik und mit gotischem Kirchenbauwesen. Im Innern erwähnen wir die Kanzel im Louis-Philippe-Stil, welcher – übrigens eine vortreffliche Arbeit – ihrem glatten Marmorkorb eine gräzisierende Brosche vorlegt, aber eine Maßwerkkuppel aufsetzt, alles in reizvollster Vermengung von Rund- und Spitzbogenmotiven. Es ist eine überaus empfindsame, feine Architektur, die uns besonders im Innern umfängt; flach und nirgends plastisch in die Tiefe aufgerissen umfassen große, reinliche Flächen den Raum, unten abgestützt auf schlichtes Tannenholzgetäfer, das der feingliedrigen, gottlob nur wenig veränderten Bestuhlung antwortet, oben umzogen von einem wieder angebrachten, nach alten Photos und nach langen Versuchen und Kontrollproben rekonstruierten plastischen Vierpaßfries auf Efeukonsolen. Präzise und wie von Meister Dietrichs Hand gezogen, kristallisieren sich federfeine Maßwerkfiguren als Holzsprossen in den Fensteroberteilen aus. Alles atmet nun den im guten Sinne reinen, fast möchte man schreiben unschuldig-biedermeierlichen Geist. Alles ist noch da: das neogotische Orgelgehäuse, die strenglinige Empore mit dem schwebend davon eilenden Kreuzbogenfries über den dünnen – ja, Sie hören recht – Gußeisensäulen, mit welchen sich die Technik an der Urständ der gotischen Skelettbauweise in fast rührender Naivität beteiligt hat. Daß dieser zarte Klang nicht gestört worden ist, daß wir von wenigen praktischen Änderungen abgesehen eine «Urtext»-Ausgabe der stilpluralistischen Neugotik von 1840/42 haben erhalten dürfen, das verpflichtet zu einem respektvollen Hutabziehen vor der Fortschrittlichkeit der Kirchbürgerschaft, vor dem Architekten und seinen Mitarbeitern, die sich einer fremden und vorläufig noch wenig populären poetischen Welt ein- und untergeordnet und sich nicht selbst ein konkurrenzierendes Denkmal gesetzt haben. Dank und Anerkennung gleichermaßen gebührt den Behörden von Kanton und Bund, welche zu einem Zeitpunkt, als man schlechterdings noch nicht wußte, «wie es herauskommen werde», den Fachurteilen und Fachgutachten vertrauens- und verständnisvoll Gehör schenkten. Es dürften Generationen nach uns sein, die das, was in Berlingen zu einem Ereignis geworden ist, richtig zu würdigen und zu danken wissen.

Mit der denkmalpflegerisch richtigen Restaurierung der Kirche Berlingen konnte nicht etwa nur ein Museumsstück für kunsthistorische Gourmets geschaffen werden. Ein Raum, der derart «stimmt», überzeugt durch die Reinheit seiner Gesinnung und eignet sich schon deswegen als Gotteshaus. Was er trotzdem praktisch an Wenigem versagen mag, wird Beweglichkeit des Geistes wettzumachen vermögen! Albert Knoepfli